

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1908**

71 (24.3.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 24

einer jeden Krankheit der Säuglinge und Kinder. Die Mütter haben daher die Pflicht, für Licht und frische Luft, für Wärme und Sonnenschein nach Kräften Sorge zu tragen, wemgleich auch die Ernährung mit einer Hauptsache ist. Ferner handelt es sich um eine richtige Bekleidung der an englischer Krankheit leidenden Kinder, denn sie geraten sehr leicht in Schweiß, was ein Zeichen dafür ist, daß sie einer starken Wärmeabgabe bedürfen und um so mehr, als sie sich, da sie in der freien Körperbewegung sehr beschränkt sind, infolge Eiweißüberfütterung der im Uebermaß gebildeten Wärme kaum zu entledigen wissen. Statt diese Kinder zum Schutz vor Erkältungen wegen der Schweiß in Wolle einzupacken, sollten ihnen die Mütter die leichteste Wäsche und Kleidung geben und als Unterbekleidung am besten nur ein weitmaschiges Netzjäckchen verwenden. Das Steckfassen ist bei rachitischen Kindern von großem Uebel, denn sie sollen nicht viel herumgetragen werden, und es ist ihnen außerdem viel zu warm. — Das Lager muß unmadgiebig und hart sein, aus Seegras oder Rohhaar bestehen und ein flaches Kopfkissen haben, damit sich das Hinterhaupt nicht zu sehr verändert.

Die Weichheit der Knochen und die wegen der schlaffen Muskulatur nachgiebigen Gelenke warnen vor einem vorzeitigen Gehen, Gehen oder Stehen. Das können sich alle Mütter merken, deren Kinder an englischer Krankheit leiden.

**Statistisches.**

**Mehrlingsgeburten und Mehrlingskinder.** Auch die scheinbar so zufällige und willkürliche Erscheinung, daß von einer Mutter mehrere Kinder auf einmal zur Welt gebracht werden, unterliegt, wenn wir größere Zeiträume und Gebiete ins Auge fassen, dem berühmten „Gesetz von der großen Zahl“. So kommt es, daß in Deutschland und auch in seinen einzelnen Teilen Jahr für Jahr etwa der gleiche Prozentsatz aller Geburten Zwillingsober Drillingengeburt sind. Im Jahre 1906 waren von 2 084 739 Geburten 26 802 Mehrlingsgeburten, und zwar waren darunter 26 535 Zwillinge, 266 Drillinge und 1 Vierlingsgeburt. Auf 1000 Geburtsfälle kamen also im Jahr 1906: 13,0 (1905: 12,9) Mehrlingsgeburten, wovon 12,9 (12,8) Zwillingegeburt und 0,1 (0,1) Drillingegeburt waren. Die Zwillingegeburt waren fast 100mal, die Drillingegeburt 10 000mal so selten wie die Einlingegeburt.

Von diesen Mehrlingskindern wurden 95,1 Proz. lebend oder 4,9 Proz. totgeboren; aus naheliegenden Gründen ist hier der Prozentsatz der Totgeborenen etwas größer als in der allgemeinen Geburtenzahl (3,0 Proz.) Unehelich waren von den Mehrlingskindern 6,2 Proz., also weniger als bei den Geborenen überhaupt (8,5 Proz.). — Bei den Zwillingegeburt sind in der Mehrzahl der Fälle (61,6 Proz.) beide Kinder eines Geschlechts; bei 31,8 Proz. der Geburten waren beide Kinder, bei 29,8 Proz. Mädchen. Bei den Drillingegeburt wurden in 62 Fällen 3 Knaben, in 58 Fällen 3 Mädchen, in 77 2 Knaben und 1 Mädchen und in 69 1 Knabe und 2 Mädchen geboren. Bei der einzigen im Jahre 1906 (in Posen) vorgekommenen Vierlingsgeburt wurden 4 Mädchen zur Welt gebracht.

**Allerlei.**

**Sie will keinen kalten Sozzen lieben.** Ein Stückchen aus dem Leben illustriert ein Brieflein, das ein Mädchen in Nedara an ihrem Bräutigam übermittelte, weil dieser angeblich nur kalt liebt. Die Tugendreine schreibt:

Lieber Peter! Als Du am Sonntag hier warst, hast Du bei meinen Eltern keinen guten Eindruck gemacht; das wirst Du wohl gemerkt haben. Ich kam heute Abend zum erstenmale seit Sonntag nach Hause und mußte leider hören, wie meine Mutter sagte, daß Du die Ehre hättest, zweiter Vorstand zu sein im Sozzenverein. Da ich gewöhnt bin, meinen Eltern zu folgen, möchte ich auf die kalte Liebe eines Sozzen verzichten; denn wer Gott und das Vaterland nicht mehr liebt, der kann mich und ich kann ihn nicht lieben. Nun lebe wohl und schlage einen Weg Deinesgleichen ein, der wird dann nicht mit Dornen belegt sein. Chr. . . . W. . . .

Nun ist der liebe Peter mit der kalten Liebe weder Mitglied im Sozzenverein, noch ist er gewerkschaftlich tätig. Peter gehört dem bürgerlichen Gesangsverein G. . . . an, ist also gut patriotisch. Ob da die Christine nicht, wenn sie ihren Irrtum einzieht, dem Peter ihre Liebe wieder schenkt?

Was aus Papier gemacht wird. Das „American Magazine“ weiß zu erzählen, daß die Zahl der Hausfrauen immer mehr zunimmt, die an Stelle der Tischlächer, der Servietten, ja selbst der Vorhänge zu gewissen präparierten Papieren greifen, die mit der großen Sauberkeit zugleich eine außerordentliche Billigkeit verbinden, nach dem Gebrauch weggeworfen werden. Emil Claiez hat ein holzfreies Papiergarn erfunden, das sich als ein Ersatz für Baumwolle, Kattun, ja selbst für Leinen vortrefflich bewährt. Er zweifelt nicht daran, daß die Herstellung von Wäsche und ganzen Hemden aus diesem Papiergewebe nur noch eine Frage kurzer Zeit ist. Die berühmtesten Papierfabriken sind seinerzeit rasch in Verruf geraten, weil sie mit ihrer geringen Haltbarkeit zugleich ein schlechtes Aussehen verbanden, allein die neuen Fabrikate würden bei aller Billigkeit sich von echten Leinengeweben kaum unterscheiden, und viele Männer würden diese praktische Wäsche gewiß darum gern adoptieren, weil es — keine Wäsche ist und nach dem einmaligen Tragen einfach fortgeworfen wird. Daß aus gestampftem und gepreßtem Papier Bausteine hergestellt werden, die an Widerstandskraft die Bausteine bei weitem übertreffen, ist bekannt; auch ganze Wagenräder werden aus Papiermasse hergestellt und zeigen eine geradezu erstaunliche Ausdauer. In Amerika beschäftigt man sich jetzt auch mit dem Plane, bei den täglichen Milchlieferungen sich papierner Kannen zu bedienen, die nach dem Gebrauch einfach verbrannt werden.

**Das schnelle oder langsame Tabakrauchen.** Die gelblichbraune Verfärbung, die auf Wattlekücken in einer Zigarrenspitze oder in dem Pfeifenrohr entstehen, hat ihren Ursprung in teerartigen Produkten, die durch den Verbrennungsprozeß des Tabaks gebildet werden. Sie sind giftiger Natur und üben neben dem Nikotin eine schädliche Wirkung aus. Die Beobachtung, die wir schon selbst gemacht haben, daß gleichstarke Zigaretten manchmal eine geringere und manchmal eine größere Verfärbung der Watte herbeiführen, erklärt sich, nach den Untersuchungen von Prof. Liebermann und Dr. Davidovics in der „Hygienischen Rundschau“ aus dem schnelleren oder langsameren Rauchen. Die gleiche Gewichtsmenge Tabak liefert nämlich nach ihnen um so mehr teerartige (also giftige) Produkte, je kürzer die Zeit des Abrauchens ist. Bei einem Versuche zeigte es sich sogar, daß bei einer Brenndauer von 5 Minuten fast dreimal soviel von diesen Stoffen entstanden war, wie bei einer dreifachen Brenndauer von 15 Minuten. Ein Schnellraucher nimmt daher mehr giftige Substanzen in sich auf, als der Phlegmatiker und leidet dadurch gesundheitlich größeren Schaden.

**Ratgeber.**

**Viehucht.**

**Mangel an Geschlechtstrieb.** Das Uebel tritt meist bei sehr fetten oder aber auch bei sehr herabgekommenen Tieren auf, welche meist einen derartig schwachen Geschlechtstrieb zeigen, daß derselbe von seiten der Züchter übersehen wird; geschieht letzteres öfter, so ist die Folge davon, daß die betreffenden Tiere meist gar nicht mehr brünftig werden. Die Abhilfe in diesem Falle besteht in dem Zusammenbringen der weiblichen Tiere mit den männlichen, in einer schlechteren Ernährung der zu fetten und einer kräftigeren Fütterung der herabgekommenen Tiere. Nützt dies nichts, so mag man einen Tierarzt zu Rate ziehen; selbst hilfreich einzugreifen oder sogenannte „Stiermittel“ anzuwenden, ist nicht anzupfehlen. Häufig liegt die Ursache dieses Zustandes auch in einer unvollkommenen Entwicklung der Eierstöcke, was meist bei Zwillingen der Fall ist. Man tut daher gut, Zwillingeälber nicht aufzuziehen, denn eine Abhilfe gibt es in diesem Falle nicht.

**Tierschutz.**

**Unsre Schullehrbücher mühten viel mehr, als es geschieht, in den Dienst des Tierschutzes treten und zwar durch passende Lesestücke.** So sah ich ein hübsches in einer französischen Fabel. Zwei Knaben sahen eine Kröte: „Welch ein häßliches Tier,“ ruft der eine. „Wir wollen es töten,“ sagt der andre. Sie suchen Steine und Stöcke. Da naht ein Eselstuhlweber, und der Esel will gerade den Fuß dahin setzen, wo die Kröte sitzt. Da sieht er sie und geht seitwärts, um sie nicht zu verletzen. Da sahen die Knaben sich an und einer sagt zum andern: „Sieh doch dem Esel, er ist braver als wir.“ Und sie schämen sich und gehen weiter, ohne der Kröte ein Leid zuzufügen.

**Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.**

Nr. 24. Karlsruhe, Dienstag den 24. März 1908. 28. Jahrgang.

**Der Muttergotteslenzli.**

(Nachdr. verb.)

In hohen Schneewehen verdeckt lag der alte Christelishof am Feldberg. Wie zwei Fligel lagen die gewaltigen Dachseiten über dem Unterbau. Unter dem weitvorspringenden Giebel sahen die kleinen Fenster wie fröhliche Augen heraus. Vor dem Haus auf einem Holzschlitten saß im flimmernden Märzsonnenschein der Lenz (Lorenz) und ließ blaue Maudwölchen in die weißleuchtende Schneelandschaft steigen. Es war ihm so warm geworden, daß er den Mittel ausgezogen und die Hemdärmel hinaufgestreift hatte. An den dünnen schneigen Armen, die aus den weißen Ärmeln des Sonntagshendes herausschaute, hingen ein paar ungeheure Hände, richtige Schaffhände. Die Reine hatte er weit von sich gestreckt. Noch hellerer Sonnenschein als auf der weiten Schneefläche lag auf dem kleinen faltigen Gesicht. So sieht nur ein ganz glücklicher Mensch in die Welt. Alle paar Minuten fuhr sich der Lenzli mit dem Handrücken am Hals und am Nimm herum, um die Glätte seiner Haut zu prüfen. Er hatte sich nämlich heute morgen den dunklen Bart abrasiert. Jedes Jahr, von Allerheiligen an, ließ er den der Wärme halber stehen. Am Sonntag vor Ostern aber, am Palmsonntag, hieb er sich den graumelierten Bartwald zuerst mit der Schere ab, und vollendete das Verschönerungswerk dann mit dem Rasiermesser. Nur das kurze streupige Schnauzbärtchen ließ er stehen und eine stolze Müde unter der Unterklippe. Und wenn der Lenzli verfohlenerweise sich in seinem kleinen Taschenspiegel betrachtete, so war er mit dem Resultat seiner Frühlingsrasur durchaus nicht unzufrieden.

Der Lenzli war als zwanzigjähriger Bursche irgend woher aus dem Hohenwald auf den Christelishof gekommen und hatte dort beim alten Christelishof um Arbeit angehalten. Lange war er wie eine Kopfenstange und dürr, daß es den alten Christelishof erbarmte. Zuerst behielt man ihn auf acht Tage zum Holzmachen, dann hieß man ihn noch bleiben, bis das Heu vorbei war, und als ihm der Bauer gegen den Herbst hin sagte, er könnte auch den Winter dableiben, da war der junge dumme Kerl mit dem dummfröhlichen Gesicht gar nicht erstaunt, und meinte, er hätte es sich auch schon gedacht. So waren aus den anfänglichen acht Tagen zum Holzmachen schließlich zehn Jahre geworden, und kein Mensch auf dem Christelishof hätte es je für möglich gehalten, daß der Lenzli noch andere Pläne im Kopf habe. Das war aber ein großer Irrtum. Der Lenzli tat zwar seine Arbeit wie kein anderer, langsam und sicher. Aber er wollte mehr als immer Knecht sein auf dem Christelishof. Die Sehnsucht nach Schönerem war in sein Herz gekommen, und sein Kopf war wißbegierig. Aus dem Kalender konnte er nicht mehr lernen. Da entdeckte er aber andere Wissensquellen. Wenn er mit dem Vieh auf der Weide war, suchte er sorgfältig die Zeitungsfetzen zusammen, in die wandernde Touristen ihr Essen gewidelt und mit denen sie dann die grüne Weide berunzert hatten. Alle diese bedruckten Fetzen strig er auf dem Oberschenkel zurecht und vertiefte sich dann in ihr Studium. Zwar hörte ihn hierbei manche junge Kuh, die abseits von der Herde allein ihre Wege gehen wollte, aber der Lenzli hatte sie mit seinen langen Weinen bald eingescholt, und mit kräftig gewürzten Mahnworten wieder zum Herdenbewußtsein gebracht. Dann buchstabierte er wieder auf einem Stein seine Zeitungen und rief dazwischen seinen Viechern mahnende Worte zu.

Durch dieses Studium kam er darauf, daß es außer dem Feldberg und dem Hohenwald noch eine andere Welt gab, die er nicht kannte. Er stellte sich etwas ganz wunderbares darunter vor. Diese Welt mußte er kennen lernen, das stand fest. Zehn Jahre arbeitete er, ließ seinen Lohn beim Christelishof stehen und bettelte sich zusammen, was er außer dem Essen brauchte. Was ihn in seinen abenteuerlichen Plänen bestärkte, das war der Umstand, daß er sich zwar heftig zum schönen Geschlecht hingezogen fühlte, das letztere aber keineswegs zu ihm. In der Stadt erhoffte er für sich eine Besserung in dieser Richtung. Keinem Menschen verriet er etwas von seinem Vorhaben.

Erst am zehnten Bündelstag, den er auf dem Christelishof erlebt hatte, dem Tag nach Weihnachten, kam er nach dem Mittagessen feierlich in die Stube, trat vor den Hofbauern und sagte: „Ich möcht abrechnen, Christelishof.“

Was ihm in den Kopf gefahren sei, fragte der Bauer. Der Lenzli war aber ganz kurz angebunden und ließ alle Versuche, ihm zum Weiben zu bewegen, an sich abgleiten mit dem stillen Lächeln eines Menschen, der weiß, was er weiß. Am andern Tag ging er. Zuerst ins Heimatsdorf im Hohenwald, wo sein zehnjähriger Knechtslohn seine körperlichen Mängel derart ausglich, daß er es auf einmal gleich mit zwei jungen Weibsvölkern zu tun hatte.

Da ihm aber die Wahl schwer fiel, und die beiden Jungfrauen sich gegenseitig um den Lenzli die Haare austriffen, so suchte er sein Peil in der Flucht und wanderte schnurstraks der Stadt zu. Sein Geld trug er in einer Schweinsblase wohl verwahrt an einem Lederriemen auf dem Herzen. Er wollte einmal ein gutes Leben haben und quartierte sich hierherhalb in der Herberge ein. Da sich aber dort auffallenderweise wieder eine Jungfrau fand, die einen Angriff auf des Lenzlis dreißigjähriges Herz machte, so stieß sie naturgemäß auf die gelbespide Schweinsblase, die ihren Gefallen am Lenzli noch um ein Erhebliches vermehrte. Sie war eine fünfundzwanzigjährige wilde Maid, die mit blauen Kattunschürzen haufierte. Ihr schwarzer Krauskopf und ihr kleiner runder Körper waren ganz nach dem Geschmack des langen Lenz, und sie ihrerseits verstand es so gut, dem Lenz die größere Einträglichkeit ihres Geschäftes zu schildern, wenn er den Inhalt seiner Schweinsblase mit demjenigen ihres Geldbeutels vereinigte, daß der Lenzli, überwältigt von den Aussichten der neuentdeckten Welt, einschlug.

Nach einem Monat waren die zwei ein Paar, standesamtlich eingeschrieben und kirchlich getraut. Nach drei Monaten schmückten des Lenzlis Wangen öfters blutige Schrammen. Nach fünf Monaten war er, wenn auch nur nach schweren Seelenqualen, zu der Einsicht gekommen, daß er bei weitem nicht der einzige, wenn auch ehelich berechtigte Mann seiner Frau war, und nach sechs Monaten sah er wegen schwerer Körperverletzung im Gefängnis. Er hatte in aller Stille einen ganzen Tag und eine ganze Nacht lang in Gemeinschaft mit einem derben Eigenbengel unter dem Ehebet gelauert, und dann den ersten Eindringling mit samt seiner Frau derartig an seine eigenen Vorrechte erinnert, daß bei dieser Gelegenheit seines Lebensublers Schädel eine schwere Sprung erhielt. In der einsamen Zelle kam der an die Berge und die Freiheit gewöhnnte Knecht vom Verstand, und mußte in einem Irenenhaus von den falschen Vorstellungen geheilt werden, die er sich von der Stadt und ihrer Herrlichkeit gemacht hatte.

Die Leute vom Christelishof waten gerade beim Heuen, als sie oben von der Ed her einen langen, dünnen Kerl mit einem Bündel am Stecken dem Hof zuschreiten sahen. Das war der zurüdgekehrte Lenzli. Er warf sein Bündel ohne Umstände in einen Winkel im Futtergang und fing an, da es gerade Zeit dazu war, den Kühen Heu aufzusteden. Dann wusch er die Eimer zum Melken und saß schon unter einer Kuh, als der Bauer zur Stalltür hereinkam. So rasch wie der Lenzli vor anderthalb Jahren den Dienst verlassen hatte, so rasch war er wieder in seiner alten Stelle. „Welt, haßst s'Heimweh überkommen?“ fragte der Bauer und der Lenzli antwortete: „Jo, Ihr könnt recht habe, Christelishof.“

Damit war der Dienstvertrag wieder geschlossen. Der Lenzli tat nun seine Arbeit wieder wie früher, aber er war doch ein anderer geworden. Oft war er für einige Tage verschwunden. Dann fanden sie ihn gewöhnlich irgendwo im Heu liegen, aus dem er seine langen Füße streckte, sonst hätten sie ihn wohl gar nicht entdeckt. An solchen Tagen litt er an schwerem Kopfschmerz und heulte oft stundenlang wie ein Kind. Dann war es wieder gut für sechs bis acht Wochen. Von den Weibskleuten wollte er nie mehr reden. Es schien fast, als ob er genug von ihnen bekommen hätte. Nur mit einer einzigen vertug er sich. Das war die alte Marie, eine sechzigjährige Kräuterflammerin, die ein paar mal im Raub kam, und die ihn

**Dr.**  
**ber**  
 70 Pf.  
 2.10

hundenlang zuhörte, wenn er von der Politik oder vom Himmel reden mußte. Denn über diese beiden Dinge dachte er jetzt immer mehr nach, besonders über den Himmel. Dann bekam er so den Kopf davon voll, daß er darüber „diskutieren“ mußte. Und weil die alte Marei ihm nicht nur zuhörte, sondern seine seltsamen Ansichten über Politik und den Himmel teilte, deshalb war sie das einzige Weibsbild auf der Welt, das er noch leiden mochte. Nur in einem Punkte wollte die Marei sich mit dem Lengli nicht einigen. Das betraf die allerheiligste Jungfrau Maria, von der der Lengli jedesmal behauptete, sie sei ihm im Traum erschienen und hätte ihm gesagt, sie wolle ihn heiraten, weil es ihm die Weibsbilder auf der Erde so böse gemacht hätten. Die Marei hielt das für die Wirkungen vom bösen Geblüt und schenkte dem Lengli von ihrem Kräutertee, von dem er recht fleißig Gebrauch machen sollte.

Der Lengli war seiner Sache aber ganz sicher. Ueber seinem Welt nagelte er ein schönes farbiges Bild der Jungfrau Maria an die Wand. Goldrote Haare hatte sie und blaue Augen. Eines Tages aber kam der Lengli noch feierlicher als damals, wo er den Dienst gekündigt hatte, zum Bauern mit der Mitteilung, er wolle jetzt heiraten. Der Bauer mit seinem schneeweißen Halsbart und seinem glattrasierten Gesicht, hatte eine Weltschmerz an des Lenglis neuestem Plan. „Drunten, die Magd auf dem Lehenhof“, sagte der Lengli. Der alte Hofbauer kannte sie. Es war ein merkwürdiges stilles Mädchen mit rötlichen Haaren und blauen Augen. Wie er denn dazu komme, gerade die Heirat zu wollen, fragte der Bauer. Da trat der Lengli an den Bauern heran und sagte mit leiser Stimme, die Jungfrau Maria sei vom Himmel gekommen und habe nur so zum Schein, damit es die Leute nicht merken, wer sie sei, eine Stelle auf dem Lehenhof angenommen.

Da schickte der Christelshauer den Knecht aber hinaus zur Arbeit. Das war ihm nun doch ein wenig zu stark. Nach einigen Wochen war das Mädchen auf dem Lehenhof verschwunden. Zuerst war der Lengli erstaunt, als sie ihm drunten sagten, die Magd sei in eine andere Stelle gegangen. Aber auf einmal lächelte er wieder fein. Er wußte das besser. Sie hatte ihm nur Courage zum Aushalten machen wollen und war nun wieder in den Himmel gegangen, wo sie jetzt auf ihn wartete. Und er wollte auch warten.

Das sind jetzt auch bald wieder zehn Jahre her. Aber seitdem lächelt der Lengli bei der Arbeit und beim Raften immer vor sich hin. Ist er frisch rasiert und raucht er noch eine Pfeife dazu, dann ist sein Glück vollständig. Jedes Jahr aber, wenn er in der Charwoche hinab ins Dorf geht und beichtet, bringt er dem Pfarrer ein glänzendes Zehnmarkstück für Kerzen am Altar der allerheiligsten Jungfrau. Dieses Goldstück hat er heute während des Nachmittags auf seinem Schenkel blank gerieben, bis es glänzte wie frisch aus der Münze. Und jetzt sitzt er noch draußen vor dem Haus und hat gar nicht gespürt, daß es langsam kalt geworden ist. Der Seebuck mit seinen Schnee- und Eiswänden steht vor einem glänzenden Abendhimmel. In dem bernsteingelben Luftmeer schwimmen goldgeränderte Rosawolken. Dem Lengli ist seine Pfeife ausgegangen. Regungslos schaut er hinauf gegen den Himmel. Was er sieht, das verrät sein Gesicht. Er erblickt sie, die auf ihn wartet. Da brüllt im Stall eine Kuh. Ein langgezogenes hungriges Mäh. Das weckt den Lengli auf. Fast erschrocken über seine Vergeßlichkeit ist er mit drei Sähen im Futtergang und steckt den Köpfen Heu auf; etwas mehr als sonst, als wollte er seine Vergeßlichkeit wieder gut machen. Dann fängt er an zu melken. Die weiße Milch schäumt im Melkkußel, aber der Lengli denkt immer noch an die heilige Jungfrau im Himmel, die ihm dazu verholfen hat, daß er mit den bösen Weibsbildern auf dieser Welt fertig wurde.

**Wie heilen Geisteskrankheiten?**

Herr Geh. Hofrat Dr. Kocher-Freiburg hielt am Donnerstag Abend im Rathhausaal in Karlsruhe, auf Veranlassung des Vereins für Volkshygiene, über obiges Thema einen Vortrag. Wir entnehmen dem Vortrage das folgende: Allgemein würde angenommen, daß die Zahl der Geisteskranken viel rascher anwachsen, als im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme zu erwarten wäre. Die Psychiater sind nicht geneigt, dies zuzugeben. Die vermehrte Inanspruchnahme der Irrenanstalten rühre viel-

mehr daher, daß man heute viel eher eine Heilung in diesen Anstalten suche, und daß die öffentliche Fürsorge viel rascher in Wirkung tritt, als dies früher der Fall war. Es sei also nicht zu befürchten, daß eine Verschlechterung eingetreten ist. Im letzten Jahre wurden nahezu soviel aus den Anstalten entlassen, als neu aufgenommen wurden. Wenn von diesen Entlassenen auch nicht alle als vollständig geheilt betrachtet werden dürfen, so ist doch der Prozentsatz der Geheilten viel größer, wie derselbe gewöhnlich von Laienkreisen angenommen wird. Daß eine Heilung nicht immer die gewünschten Fortschritte mache, trage zum Teil mit Schuld, daß man den geistig Erkrankten leider heute noch als Menschen zweiter Klasse behandle und betrachte, und das unansprechbare Uebel, die Erkrankung, solange als möglich verheimliche.

Die Geisteskranken müssen in zwei Hauptabteilungen geschieden werden, in solche, welche unheilbar sind, das sind die an Gehirnverwundung Erkrankten, und in heilbare Erkrankungen, das sind zumeist solche, welche durch äußere Einflüsse zu einer seelischen Erkrankung gekommen sind. Einzelne geistige Störungen sind in wenigen Stunden oder Tagen zu heilen, wie z. B. die durch Epilepsie oder durch Alkoholvergiftung hervorgerufenen. Das Körpergewicht des Kranken und die Art, wie sich derselbe der äußeren Umgebung gegenüber verhält, geben dem Psychiater den Hinweis, ob das Verfahren eine Heilung verspricht. Es ist ganz selten, daß die Angehörigen nicht wissen, durch welche Umstände die geistige Erkrankung hervorgerufen wurde und nach dieser Auskunft richtet sich der Arzt. Das Heilverfahren ist aber ein anderes, wie es sich die Angehörigen vorstellen. Bei Erkrankungen z. B. durch einen Schrecken glaubt man in Laienkreisen, könne eine Heilung hervorgerufen werden, wenn man einen fingierten ähnlichen Vorgang auf den Kranken einwirken lasse. Dies ist nicht richtig. Die Heilung von Geisteskranken geht am besten und sichersten durch die Unterbringung in einer Anstalt von Statten. Hier kann der Kranke immer beaufsichtigt und ihm die nötige Sorgfalt zugewendet werden. Bei solchen Erkrankungen, welche man früher irrthümlicherweise Tobsucht nannte, wird Besserung erzielt, wenn die Erkrankten in warmen Bädern gehalten werden. Hier können dieselben ihrem Betätigungstrieb freien Lauf lassen, durch Plätschern im Wasser oder durch Ausschütten der eigens zu diesem Zwecke konstruieren Baderanne, welche in diesem Falle einfach wieder gefüllt wird. Das warme Wasser übt eine beruhigende Wirkung auf den Kranken aus. Solche Kranke können stunden-, tage- und wochenlang ohne körperliche Schädigung im Wasser gehalten werden. Es kommt häufig vor, daß die Kranken nach kurzer Unterbrechung von selbst wieder in die Wanne gehen, dieselben spüren, daß das Baden für sie von günstigem Einfluß ist. Ein großes Hindernis für die raschere Heilung ist auch die Verzögerung der Unterbringung der Kranken in einer Anstalt durch die Formalitäten, welche erfüllt werden müssen, ehe der Kranke in die Anstalt aufgenommen werden kann. Mit zur Heilung trägt nicht unwesentlich das Herauskommen aus den täglichen Gewohnheiten bei. Große Schwierigkeiten bereitet die Unterbringung der aus der Anstalt Entlassenen. Gerade dadurch, daß für dieselben sehr oft keine Beschäftigung gefunden werde, seien die Kranken Rückfällen ausgelegt.

Der Vortragende schloß seine Ausführungen mit der Bitte an die zahlreichen Zuhörer, wenn die Aufforderung an dieselben herantrete, zur Unterstützung für die Erkrankten und deren Familien etwas beizutragen, sich nicht unwillig abzuwenden.

**Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten.**

„Simplizissimus“.  
 An den hochwürrnigen Gabildforscher und geistlichen Rab  
 Dobias Angerer  
 in Bihlshofen, Post Ringharding  
 Hochwürrnigen Hrn geistlichen Rab  
 Kelobd sei Jesses Kristo in aler ewiged Am. Meluha! Fro-  
 logged im Gärn und jauret. Heulig, heulig, heulig sei der Hrn  
 Sebahod!  
 Leo krazias!  
 Den der Hrn hab ins seine Barmerzeit ertwisen und infern

hochwürrnigen President Orderer seinen fingsawanzgeten Jubileum gefeuert.  
 Leo krazias!  
 Hochwürrnigen Hrn geistlichen Rab, ich mus inen meine Glückseligkeit mibeilen, die wo mir ale gehabd haben in der freidingen Erwartung dieses schenen Dages, dieses ährenbages, wo inder hochwürrnigen Hrn President Orderer seine silberne Hochzeit mit dem Barlament feuern derf, nemling den erden Merz.  
 Oh wi unerforslich sind Godes Wäge an wi frengelos is seine Barmerzeit, das er in son einen labeinischen Schulmeister bis zu der Schbige der Regierung gepracht had!  
 Leo krazias!  
 Lobed God, wo auf der nidrigsten Creatur sein aug hab und das ernste Geschäb erhät.  
 Wen man es bedengt, das er for einer kurzen Schbane Zeit plos ein harmfälliger brofärer war und es haben im fleisch seine Schullgaben nicht gefolgd sondern ien zerblegt und jädz folgd im das ganze Volk un das ganze Land und die Minister und die Brins folgen iem und der genigliche Hof and jeder schantarm mus ien folgen and ale miesen auf iem aufbauen, was er sagd. Das ist ein sichbares Wunder durch die Kraft des Gebedes, wo einen kleinwürrigen Profeser zu einen mechdigen Härtscher machd.

Lobed den Gärn! Und frologged und jauret! Meluha, Meluha!  
 Jez mus ich nach dieser andächtigen Bedrachung mibeilen, wie mir den Dag gefeuert haben.  
 Hochwürrnigen Hrn geistlichen Rab, jäg mus ich es ienen schreim, das mir Ale im Kasino fersambelt getesd sind am Abend davor un der hochwürrnigen Hrn Domgabibelar Richter had die Bedridg gehalten ieber den Psalm, wo es heuft, ich läge Deine Feunde zun Schemel Deiner Fieße.  
 So wi wahr ist es doch, was der Psalmist sngd, had er gesagd! So wi erfüllt sich ales so härlich an inern Presidenten!

Die Liberalen sind for seine Fieße als Schemel hin gelegt und aber auch die Minister und ale Grostopfeben sind hingelgt und miesen gnirschend und zehneflebschend zu iem hinaufschauen, wo er jäg auf dem Throne der Härlichkeit siezt. Der Psalmist hat gesagd: Härtsche inmitten deiner Feunde!  
 Sehen wir nicht inern innigt gelibten hochwürrnigen und unbeschreiblingen Presidenten Orderer inmitten seiner Feunde Härtschen?  
 Inmitten son die Unkläubigen und Liberalen und Sozi? Aber der Psalmist sagd, God riched den Geringen auf aus dem Schtaube und erhät den Armen aus dem Kede und machd aus dem Profeser einen Presidenten und sät ien neben die Fürtschen seines Volkes und sein Samen wird mechdig auf erden. Und ales dieses schimt aufällig bei inern unbeschreiblingen Presidenten Orderer, Amen!

Hochwürrnigen Hrn geistlichen Rab ich mus es ienen schreim, das disse Bedridg auf ale Anwäffenden ganz mechdig gewürgt had, indem das mir ale die almachd Godes bewundert haben und jäg is er selbst gelomen, den wo mir als libling Godes erkennt hamn. Nemling jäg is der President Orderer auf das Dodium hingestanden und had zu ins unwirdigen fändige Menschen gebrochen.  
 Er had ins gedankt fier inere Dreie und fier das Ferktrauen, wo mir auf ien gesät haben und er had gesagd, er weis es nicht ob er ales ferdiert. Die Dränen sind iem herundergelauffen bis auf den Bard, wo sie im hengen blieben sind und mir sind die Dränen heruntergelauffen und ich wahr ganz hochmas un die anern auch. Sogahr der Kolga Heim had geschluzt, hobwol er ien nicht mag und sich immer rebällisch bezejgd genen die Obrigkeit des Presidenten.

Und der hochwürrnigen Hrn Richter und der hochwürrnigen Hrn Gärtsenberger und der hochwürrnigen Hrn Daller und der hochwürrnigen Hrn Jeger un der hochwürrnigen Hrn Frank un ale geistlichen kristgadolischen Abgeorneten ham for lauder Wemud geschmolhen und der Lerno hat farschbar geschmolhen und hat eine ganz beaurige Fosen gemachd, indem mir ale geriert gewest sind son dieser Bescheidenheit son disen großmechdigen Presidenten.  
 Hochwürrnigen Hrn geistlichen Rab ich mus ienen mibeilen, das ich klaube, das der Heim in diesem ertreisenden Augenplid dem Orderer im stillen Abbit geleisded had zwegen dem Ferkdrus, wo er iem gemachd had.  
 Und ich had iem auch Abbit geleisded, Sie wiesen schon, in-

dem ich iem auf den Dedel von seinen geistlichen Abbid eine Unflebigkeit begangen habe, aber blos weil ich muste und es so geschwind war, aber in diesem ertreisenden Augenplid habe ich Meie emfunden und ieber meine Unflebigkeit eine Bedrachung angestellt. Ich wil seinen Abbidedel nicht mer beschmutzen.  
 Mea kulba, mea kulba, mea maxima kulba.  
 Bei diesen Gedanken ist aber der Vertreter des Ministeriums auf den Dodium gestanden und had seinem Vorgesetzten einen großen Orden ieberreichd wo mit einen großen Wand ieber den Hals getragen wird wie eine fugloten.  
 Inser hochwürrnigen unbeschreiblinge Hrn President hat beinah ausgeschaut wie ein fornehmer Mensch oder ein Gäneral.  
 Die geistlichen Abgeorneten ham es ins erkert, das disse Orden eine Umwelzung ist in Bayern, indem das damit bewiesen ist, das die anberne Regierung for uns Angsd hat und ales tun mus, was mir wolen und uns schmeigend, das wir sie bestanden lasen und nicht umschirzen und deswengen haben sie dem President einen Orden geben, den wo man nicht blos ins knofloch stekt sondern ien um den Hals hengt. Da waren wir auch für geschmeigend und mir wolen die anberne Regierung noch nicht schirzen. Hochwürrnigen Hrn geistlichen Rab, ich mus jäg mein schreiben bald beschlüssen, indem diser Orden der Stibelpunkt der Freide war.

Am andern Dag war im Barlament noch eine Feuer, indem ales soll Blumen war, wo auch di Liberalen und die Sozi inern Presidenten damit beschengd ham.  
 Ich klaube aber nicht, das es ienen ernst war, sondern si haben es blos so gedan, und auch had inder kristgadolischer Abgeorneter Richter gesagd, das unter diesen Blumen die Schlangen sind, nemling die Schlangen der Aufstlerung und der Mäligonsloftheit.  
 Inser President hat es schon gemerzt, aber er had si angenommen, weil er Niemand beleidigen wil und so fornehm ist.  
 Am zweiten Dag hat inder President Orderer den Brinsregenden mit seinen Besuch beehrt, das er sieht, das der President mit dem Orden zufrieden ist und das er soler Wohlwohlen fier den Brinsregenden ist und das auch mir zufrieden sind und sohler Wohlwohlen.

Der Orderer ist auch gleich beim Essen dagebliben und had den Brinsregenden mit seiner Anwäffensheid beehrt.  
 Leider ist es inern President auf einmal schlädt worden, das er geschwind had hinaus miesen, wohin weis man schon.  
 Hier ist disse Nachrid ein Trossd gewesen, weil es gesehen had, das man oft geschwind mus und das ich es nicht mit fleuß gekhan hatte auf den Dedel, sondern aus Notwär. Jäg haz ien selber in dem geniglichen Gemache ieberfalen und er weis jäg, wie es dabei zuget bei disen Gwalen, wo man emfindet, wen es so bräffert.  
 Sopsendlich war es nicht zu spät, wi er hinaus ist, weil auch dieses foromt, das es zu spät ist. Er ist aber trotzdem nicht heim gegangen, sondern er ist gebliben, das der Brinsregend eine Freide hat.

Disses war der Schlus der erhebenden Feuer, son dem Jubileum son inern erhabenen kristgadolischen Presidenten. Leo krazias! Und ich mus jäg mein Schreiben beschlüssen in kindlicher Verärung und bin

ier über  
 Josef Kifer,  
 Abgeorneter.

**Aus allen Gebieten.**

**Medizinisches.**  
 Was können Mütter bei englischer Krankheit tun? Wenngleich bei der englischen Krankheit (Rachitis), die sich durch eine Weichheit und dadurch entstehende Verkrümmung der Knochen äußerlich kenntlich macht, der Arzt in erster Linie seine Maßnahmen zu treffen hat, so können doch auch die Mütter von früh auf das ihrige gegen die Entstehung dieses Leidens tun. Prof. Sieger t steht nach seinen Ausführungen in der „Deutschen Medizin. Wochenschrift“ auf dem Standpunkt, daß Erlichkeit, Ueberfütterung und alle die normale Blutbildung beinträchtigenden Krankheiten für die Entstehung der Rachitis in Frage kommen. Eine schlechte, an Sonne und Wärme, Luft und Licht arme Wohnung kann insoweit die Wirkung dieser Ursachen erleichtern und bildet überhaupt die Vorbedingung